Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 86 (1960)
Heft: 28

Rubrik: Bärner Platte

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Berner XXXIV

Ein Berner namens Stähli Fritz
empfand es irgendwie als Witz,
daß unsere Gemeinderäte,
von denen man doch glauben täte,
daß sie regieren und verwalten,
fast täglich eine Rede halten
– und dies zuweilen in Vereinen,
die uns nicht eben wichtig scheinen.

«Ei!» sagte ein Gemeinderat,
den Stähli Fritz um Auskunft bat,
«Wir tuns nicht etwa zum Vergnügen;
wir müssen uns dem Volke fügen,
das, als es weiland uns gewählt hat,
auf unsre Mitarbeit gezählt hat.
So sind wir leider halt gezwungen,
an Feiern und Beerdigungen,
an Vernissagen, Premièren,
am Lotto-Match der Feuerwehren,
am Jahrestag der SBB,
am ‹Quer durch Bern›, am Défilé,
beim Trachtenchor, beim Heimatschutz,
beim Milchverband und – Gopfried Schtutz! –
bei jedem Chüngelzuchtverein
als Ehrengast dabei zu sein,
und zwar aus Furcht», (Hier nickte Stähli)
«daß man uns sonsten nicht mehr wähli.»

Der Fall Knauslin

Daß Herr Knauslin, Agent eines mitteleuropäischen Reisebüros, unter einem Nacken-Furunkel leidet, könnte uns eigentlich kalt lassen – weil aber die Stadt Bern die Hauptschuld daran trägt, muß dieser Fall, als Warnung für kommende Generationen, wohl oder übel vor aller Oeffentlichkeit aufgerollt werden. Herr Knauslin kam für einige Tage nach Bern, um eine Gesellschaftsreise in die schweizerische Hauptstadt vorzubereiten. Seine Ankunft fiel auf einen Samstagnachmittag. Er ließ seinen Koffer im Hotel und begab sich auf einen Bummel durch die belebten Lauben. In Gedanken malte er sich aus, wie seine Reisegesellschaft dieses gemütliche Schlendern von Schaufenster zu Schaufenster genießen würde, wie andererseits die Berner Geschäftsleute den Zustrom von kauffreudigen ausländischen Kunden begrüßen würden – und da fiel ihm plötzlich ein, daß er eigentlich eine Uhr kaufen könnte. Leider fand er die Tür eines Geschäftes, in dessen Schaufenster die Uhren erst 17 Uhr 06 zeigten, verrammelt. Beim zweiten Geschäft, dessen Uhren 17 Uhr 08 zeigten, drückte er ebenfalls fruchtlos auf die Klinke, und es verging etliche Zeit, bis er aus den Aussagen eines hilfsbereiten Eingeborenen begriffen hatte, daß die Berner an Samstagen ihre Läden eben schon um fünf Uhr schließen.

Am folgenden Tag besichtigte Herr Knauslin die Altstadt. Als er an einem Kiosk Zigaretten kaufen wollte, starrte ihn die Verkäuferin so an, wie man etwa starrt, wenn man ein Unterseeboot im Kakao findet. Dann rief sie aus: «Zigaretten?! An einem Sonntag?! Um Himmelswillen! Ich würde ja polizeilich bestraft! Das darf man doch nur am Bahnhofkiosk!» Herr Knauslin entschuldigte sich errötend und ging nachdenklich weiter, bis er einen Zigaretten-Automaten entdeckte, an dem er sein Bedürfnis stillen konnte.

Am Montagvormittag begab er sich von neuem auf die Uhrenjagd, fand aber wiederum alle Türen verschlossen. Dies sei normal, erklärte ihm erstaunt ein Passant; in Bern würden die meisten Geschäfte montags erst um zwei Uhr geöffnet. Herr Knauslin sagte nichts und fuhr nach Interlaken, um sich dort eine Uhr zu besorgen. Er kehrte erst am Mittwochnachmittag in die Hauptstadt zurück. Beim Abschiedsbummel durch die Lauben stieß er wieder auf den ihm vom Sonntag her bekannten Kiosk. Heute erhielt er die gewünschten Zigaretten ohne Widerrede, und aus Freude über diesen unerwarteten Erfolg verlangte er auch gleich noch eine Tafel Schokolade.

Die Verkäuferin rang nach Atem und starrte diesmal, als ob sie einen Flugzeugträger im Kakao gefunden hätte. «Schokolade?! An einem Mittwochnachmittag?! Um Himmelswillen! Ich würde ja polizeilich bestraft! Das darf man doch nur am Bahnhof-Kiosk!» Herr Knauslin stammelte eine Entschuldigung und bediente sich am Schokolade-Automaten, der gleich neben dem Kiosk angebracht war. Dann reiste er ab.

Kürzlich habe ich ihn in Interlaken getroffen, wo seine Reisegesellschaft für drei Tage ihr Standquartier aufgeschlagen hatte. Sie seien auch in Bern durchgefahren, sagte er etwas verlegen. Sie hätten von der Eisenbahnbrücke aus das prächtige Münster sehen können und dann, während des Haltes, fünf Minuten Zeit gehabt, den Bahnhofkiosk zu besichtigen. Und sein Furunkel sei jetzt im Abklingen. Der Arzt habe ihm eine größere Kragennummer verordnet, weil sein Uebel einwandfrei auf Hautreizung zurückzuführen sei. Sein Hals sei halt damals, nach dem Besuch in Bern, fast durchgescheuert gewesen. Er habe eben auch nachher noch tagelang den Kopf geschüttelt ...

Die bernische Verworfenheit

Die bernische Verworfenheit ist uralt und findet folglich in der Altstadt statt. «Aha!» rufen Sie aus, «wir haben es ja gewußt!»

Nein, das haben Sie sehr wahrscheinlich nicht gewußt. Aber wenn Sie das nächste Mal nach Bern kommen, dann sehen Sie sich diese Verworfenheit einmal an. Nur lassen Sie bitte Ihren Wagen am Muristalden stehen; wer die Altstadt kennenlernen will, kommt nicht darum herum, seine Brems-, Kupplungs- und Gasbedienungsorgane ausnahmsweise einmal für die Fortbewegung seines Rumpfes einzusetzen.

Vielleicht beginnen Sie am besten beim Oberen Gerechtigkeitsgäßchen, jenem zwielichtigen Korridor, der die Junkerngasse mit der Gerechtigkeitsgasse verbindet. Dort kommt unsere Verworfenheit sehr gut zum Ausdruck. Sie sehen nichts? Dann überqueren Sie doch die Gasse und beobachten Sie auf der andern Seite das hier einmündende Antoniergäßchen. Auch nichts? Nun, dann wandern Sie stadtaufwärts, bis Sie auf die Rathausgasse stoßen. Blikken Sie sich um, schauen Sie auch zur Einmündung der Kreuzgasse hinüber. Immer noch nichts? So setzen Sie halt Ihren Weg auf der Hauptachse fort, die nun Kramgasse heißt. Vielleicht bemerken Sie die bernische Verworfenheit dort, wo Münstergäßchen und Schaalgäßchen einmünden. Wenn nicht, dann sind Sie ein hoffnungsloser Fall.

Oder wissen Sie etwa nicht, was man bei uns unter Verworfenheit versteht? Glauben Sie etwa gar, das habe etwas mit Sitten und so zu tun? Eh Herrjemers nei! Verworfenheit ist ein architektonischer Ausdruck, und die Verworfenheit, die ich meine, ist eine Eigenart unserer Stadt. Bei uns sind nämlich die Schnittstellen sämtlicher Querachsen mit der Hauptgasse ‹verworfen›, und das bedeutet, daß die Einmündungspunkte sich nie genau gegenüberstehen. So können Sie zum Beispiel von der Kreuzgasse aus nur einen kleinen Teil des Rathauses sehen, obschon die Rathausgasse jenseits der Kreuzung mehr oder weniger ihre Verlängerung bildet – aber eben mehr weniger als mehr: ihr Schnittpunkt ist verworfen!

Fragen Sie mich jetzt bitte nicht, warum das ohne Ausnahme so ist. Die Erbauer Berns mögen schon ihre Gründe dafür gehabt haben. Vielleicht fanden sie diese Anordnung reizvoller als das Uebliche, vielleicht hatten sie Gsüchti und wollten jeglichen Durchzug verhindern, vielleicht dachten sie an künftige Motorfahrer, denen sie das ungehinderte Durchrasen gewisser Kreuzungen vergällen wollten, oder vielleicht verrutschte auch nur dem Lehrbuben des Stadtarchitekten das Pergament beim Durchpausen des Planes ... – kein Mensch weiß es genau, nicht einmal die Gelehrten sind sich darüber einig, und das ist ja gerade das Schöne an dieser Verworfenheit: Endlich einmal etwas, das man nicht erklären kann!

Der Mann von der Straße

Wenn ich nun bekanntgebe, der Zürcher (oder Züricher, wie die Deutschen so schön sagen) Stadtpräsident sei ein Mann von der Straße, so darf das nicht falsch gedeutet werden. Ich will nämlich damit nur ausdrücken, daß in Bern eine Straße seinen Namen trägt und folglich Landoltstraße heißt.

Es erstaunt mich immer wieder, daß man dort so wenige Zürcher findet. Wenn Zürcher unsere Stadt besuchen, sieht man sie meist nur am Zytglogge, beim Bärengraben, im Dählhölzli oder im Bahnhofbuffet – wieso kümmern sie sich eigentlich so wenig um die Landoltstraße? Es muß doch wohltuend sein, mitten in der Fremde durch eine Straße gehen zu können und dabei zu denken: «Diese Straße heißt genau gleich wie unser lieber Stapi!»

Da sind wir Berner ganz anders geartet. Jedesmal, wenn ich, leicht verschüchtert, aus dem Zürcher Hauptbahnhof trete, sehe ich mich hilfesuchend nach der Freimüllerstraße um. Freimüller heißt nämlich unser Stadtpräsident. Leider gibt es die nicht, und darum muß ich immer, wenn mich an der Limmat das Bernweh überfällt, zuerst halb nach Fluntern hinauf und dann zurück nach Außersihl eilen, das heißt: zuerst an die Freiestraße und dann an die Müllerstraße.

Ueli der Schreiber